

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

155 (8.7.1931) Die Welt der Frau



Die Welt der Frau



Unser Bu

Als unser Bu so e Drobble war
So e nett's, so e Klein's, mit wenig Haar
Do lag er drinn in seine Wunde
Wie so e richtig's Mammelmilch.

Kaum hat der Knabe e Laake lerne
Dut er sei Mudder schon verzerne
Nacht's Berle uff, geht naus uff d'Eschtröh
Un plumps — do sich der Deifel los:

Dr Rabber schteht am Schtroepfischter
Kauft seel'rubig dort sei Knastier;
D'Wudder isch grad drinn beim Bügle,
Dr Klei' dut sich im Drek 'rumwiegale.

Schnell renne alle Knochensent'
Weil unier Kleiner pliert un schreit.
Da kommt un 's Ed grad uner Böse,
Die rumpflet ische ihr rummies Käse.

Dr Bu steht aus beim erste Bild
Wie so e Dier, wo brinat viel Glid.
Dr Rabber meint: du nor net pliere,
Wenn d'aröber biich, werds annerstich würe.

Sinn des Lebens

Es geht ein starkes weltanschauliches Suchen durch unsere Zeit. Sinter allem Bemühen um äußeren Schein steht eine tiefe Sehnsucht nach mehr als Tadel und Schein. Wir müssen das Leben in all seinen charakteristischen Erscheinungen erkennen, um die Bedürfnisse des Tages zu verbinden mit unierem Kampf. Da hat in Berlin ein Professor der Philosophie eine wöchentlich vierstündige Vorlesung über Ethik angefangen. Einer der größten Dozenten der Universität war für diese Vorlesung gewählt. Aber schon lange vor Beginn waren alle Plätze besetzt. Selbst ein Stehplatz war nicht mehr zu haben. Und als der Professor mit seiner Vorlesung beginnen wollte, protestierten die Studenten, die vor der Tür standen. Da wurde der Beginn verschoben und ein noch größerer Saal gewählt. Und das waren Studierende aller Fakultäten. Aus allen Studiengebieten waren sie gekommen in diese Vorlesung über Lebensaufgabe und Lebenssinn.

Es gibt weite Kreise, die mit sozialen und politischen Tatsachen allein nicht zufrieden sind. Sie wollen Sinn. Sie wollen Lebensanschauung und Weltanschauung. Sie wollen das praktische und schaffende, kämpferische Leben gemurzt wissen im ethischen Boden. Das ist in der großen Masse nicht anders. Das ist so, seit die Arbeiterbewegung ist. Schon 1871 ließen die Dresdener Parteigenossen auf dem Kongress der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei durch ihren Vorsitzenden den Wunsch ausdrücken, die Partei möge einen Genossen beauftragen, einen kleinen sozialdemokratischen Katechismus zu verfassen, aus dem der Vater am Sonntag der Frau und den Kindern vorlesen solle und nach dem er ihnen die Grundzüge des wahren Menschentums auseinandersetzen könne. Man fühlt es aus dem Antrag heraus: der alte Glaube war den schaffenden Menschen genommen und sie suchten nach einem neuen Glauben des Rechts und der Kraft und des Sieges.

Die Adria ist tief blau und still unter dem noch blauerem Himmel. Die Marmorstufen und Bürgertische vor den Säulen, die am Kai von Triest standen verbrannt sind die bloßen Füße der Kinder, die mit ihren Schattenspielen. Ein jedes verliert, treppauf, treppab auf des andern Schatten zu treten. Anfangs hatte das keinen Zweck gehabt, denn im Schatten brannten die Steine nicht gar so sehr. Doch daraus war Spiel geworden, und im Eifer des Spiels wurde die Hitze ganz vergessen. Nun jagten sie wild durcheinander, daß die kleinen Füße kaum noch Gelegenheit hatten, die Haut der Steine zu hören. Sie waren viel zu sehr bei der Sache, um noch das plötzliche Aufbeulen von Säulen zu hören. Oder besser gesagt, es entging ihnen, daß diese abendlichen Stimmen des Hafens wie zufällig alle auf einen Schlag zu stöhnen begannen. Sie achteten auch nicht auf den Rärm, der drüben in den steil aus dem Meere aufsteigenden Weinbergen entfiel. Als dann schließend das grelle Sonnenlicht fahl wurde, die Schatten immer mehr verblähten und schließlich ganz verloren gingen, fanden sie enttäuscht still und sahen einander an, wie eben Kinder tun, denen man die stöbigen Spielgefährten brutal entzieht.

Nun blickten sie nach oben, nach der Urlandschaft, und so fiel ihnen auch das Ungewöhnliche des Rärms auf und die Unheimlichkeit des Rärhels über ihnen. Eine Wolke von Heuschrecken zog über die Stadt. Bald hagelte es von müden oder im engen Fluge verletzten Tieren. Rärheln schlugen sie auf das Gesicht und verletzten, mühsam weiterzuleben, wenn ihnen der Aufschlag nicht den Tod gab.

Die Kinder standen vor einem unbekannten Ereignis. Sie fahnten sich bei den Händen und traten Schritt für Schritt rückwärts unter den Säulenaade. Dort war der rechte Platz, um die Angst vor den bössartigen aussehenden Tieren erträglich zu machen. Zugleich kam durch eine Art Reugier zu ihrem Recht, eine Reugier, die für gewöhnlich der unzerstörliche Begleiter der Angst ist, wenn es sich um gänzlich unbekannte Ereignisse handelt. Eine ganze Weile standen sie schweigend, mit dem Blick jede Bewegung in dem Gewimmel vor ihnen wie etwas höchst Gefährliches verfolgend. Der feste Druck, mit dem sie sich bei den Händen hielten, übermittelte die Erregung von einem zum andern. Die Wolke des Schwarms war längst aufgelöst oder vorüber gezogen. Wieder schien die Sonne vom ungetrübten Himmel. Die unbeholfenen Tiere mit ihren schlecht langen, hochgehenden Beinen, mit den blauen Augen in einem höchst verdächtigen Kopfe, suchten irgendwohin zu entkommen. Ihre Schnüchli mochte etwas Grünes, Brechbares sein und nichts war da als harter, heißer Stein. Sie durchzogen die Treppentufen hinauf und hüpfen heraus, und da von der Straße her viele der Leidensgenossen nachdrängten, wurde das Hin- und Hergehen immer häufiger. Schon waren sie auf der gleichen Plattform angelangt, auf der die kleinen bloßen Füße standen, die nun zu zittern begannen. Die Kinder wichen ganz zur Wand zurück, fühlten etwas aus ihnen gezeichnet hinter sich. Ihre Gesichter bekamen sich auf, und ihre Beine zogen sich hoch. Sie lachten einander zu. Keines wollte den Mut verloren haben. Wieder blickte sich das arbeitslose Schaupiel in dem gewöhnlichen Abstand ab. Nach einer langen Zeit kamen Straßenfeger und feigten das Getier zusammen wie Kehrstrich. Die Kinder atmeten auf und gingen vorsichtig davon, als könnte man den Boden nicht recht trauen, der eben noch etwas so Unheimliches beherbergt hatte. Doch kaum waren sie sicher, da schien auch ihre Angst aufschwun-

Schreibe, wie du pfeifst!

Acht Uhr Abends in der Berliner City... Die Straßen sind ausgestorben, dieäden geschlossen, die Büros haben ihre Beleuchtung in die Wohnviertel entlassen. Es ist still und ruhig wie in einer Kleinstadt am Sonntagmorgen. Plötzlich dringt Musik aus einem der Ladengeschäfte, in dessen Auslage Reiben von Schreibmaschinen stehen. Die Tür ist offen; wir treten ein. Sind wir in eine Schule geraten? Dreißig Mädchen aller Jahrgänge zwischen achtzehn und achtundzwanzig sitzen vor ihren Tischen und tippen auf Schreibmaschinen, alle dreißig genau im Takt der Musik, die vom Pulse des Lehrers her aus einem Grammophon ertönt.

Es ist die Stenotypistinnen-Schule einer großer Schreibmaschinenfirma. Der Kursus, der ein Vierteljahr dauert und wöchentlich zweimal stattfindet, ist kostenlos; Maschinen und Material werden von der Firma zur Verfügung gestellt. Die Teilnehmerinnen, die ausnahmslos im Beruf stehen und täglich ihre acht Stunden vor Maschine und Stenogrammbuch füllen, kommen nach Schluß ihrer Arbeit hierher. Sie verdienen sich alle seit Jahren ihren Lebensunterhalt als Stenotypistinnen — wie kommt es, daß sie sich nun hier zusammenfinden, um als Anfängerinnen die Kunst des Maschinenschreibens zu erlernen? Sie lernen u. a. in den letzten sechs Jahren hat sich im Reiche der Schreibmaschinen eine durchgreifende Wandlung vollzogen. Bis dahin wurde meist wild darauflos getippt, mit zwei oder drei Fingern, unrationell und ermüdend. Raum eine Stenotypistin hatte systematisch Unterricht erhalten, wie er a. B. für Stenographie Grundbedingung ist. Die Hauptschuld daran trug der Verschiedenartigkeit der Maschinensysteme: hatte man auf der einen Maschine schreiben gelernt und sich die Lage der einzelnen Buchstaben einigermäßen eingepreßt, so befam man in einer neuen Stellung ein anderes System und mußte wieder von vorn anfangen. Seit sechs Jahren aber sind die Tastaturen aller gängbaren Maschinen der ganzen Welt a. n. o. m. t. auf vier Reihen festgelegt; die Anordnung der Buchstaben ist fixiert. Das „Rechtsins-Buchstaben“ konnte zur Methode ausgebaut werden. Die Mädchen, die hier eine neue, bessere Art des Maschinenschreibens von Grund auf lernen wollen, werden nach ganz bestimmten und eigenartigen pädagogischen Richtlinien instruiert. Vor allem müssen sie sich abgewöhnen, auf die Maschine zu sehen, mit den Augen die Arbeit der Finger zu dirigieren und zu kontrollieren. An der Wand des Schulzimmers hängt eine große farbige Tafel, auf der die Funktion jedes Fingers ein für allemal festgelegt ist. Wie ein Klavierpieler nur die Fingergelände hebt, so wird auch beim Maschinenschreiben die Typarbeit allein von der Hand ausgeführt. Das ermüdende und überflüssige Mitarbeiten der Arme fällt fort. Jeder Finger bekommt vier bis fünf Tasten zugewiesen. Jeder „Leberritt“ in fremdes Gebiet ist schmerzhaft. Die Schreibende hat auf ihr Stenogramm, ihre Vorlage oder auf den Mund des Anwesenden zu blicken. Alles Uebtrage geht automatisch vor sich. Erziehung und Konzentration ist oberste Richtlinie des Kurses, fehlerfreies und schnelles Schreiben der Endzweck. Der Lehrer sieht das Grammophon auf, legt eine neue Platte

unter die Nabel. Wir hören einen Marsch, ganz langsam gespielt. Im genauen Rhythmus hämmern die Finger auf die Tasten. Die Rolle der musikalischen Schreibbegleitung ist keineswegs die einer angenehmen „Zugabe“ zum Ernst des Unterrichts; sie ist Bestandteil des Unterrichts selbst geworden. Früher lehrte man „Takt schreiben“; das heißt: der Lehrer säufte vor, um den Schüler zu pfeifenlos Arbeit zu erlernen. Diese Aufgabe erfüllt die Grammophonplatte weit besser. Sie erzielt dazu, jeden Buchstaben gleich schnell und regelmäßig zu schreiben. Natürlich sind nur Musikstücke zu verwenden, deren Rhythmus klar und rein hervortritt. Der Lehrer legt als Gegenbeispiel eine Jazzplatte auf; sofort verheddern sich die Finger mit den Sontönen; ein Durcheinander entsteht. In jeder Stunde wird in schnellerem Takte gespielt und geschrieben. Ganz von selbst lernt die Schülerin das „Tempo“; kaum ein Finger klappert nach. Und wer seiner Sache ganz sicher ist, der begibt sich an die Melodie — mit zupfeifen! Der Lehrer ist klug genug, sich ein Pfeifkonzert nicht etwa respektlos zu finden, sondern es geschickt in den Unterricht einzuflechten. Auch „Sprechspiele“ erleichtern das Lernen. Ein Buchstabe wird durchgenommen: das „ü“. Es fikt bei manchen SchülerInnen noch nicht ganz einwandfrei. „ü — fünf!“ kommandiert der Lehrer und erklärt damit, daß der Buchstabe ü mit dem kleinen Finger angeklappt werden soll. Und der ganze Saal ruft ohne Zelle lang im Takte der Takt: „ü fünf! ü — fünf! ü — fünf!“ Eine Reihe von Schularbeiten zeigt dem Lehrer die Sicherheit und das Können der Einzelnen. Im Wettstreiten muß der gleiche Satz viermal fehlerfrei abgetippt werden; im Zweifelsfallschreiben wird nach Diktat gearbeitet; und im Schnellkeitschreiben kommt es auf die Feststellung und Steigerung der Geschwindigkeit an. Anfängerinnen nimmt der Kursus nicht auf. Eine Prüfung entscheidet über die Berechtigung zur Teilnahme; sie soll erweisen, ob die Anwärterin ihre Muttersprache in Orthographie und Grammatik wenigstens so weit bewirkt, daß sie ihren MitschülerInnen kein Arbeitshindernis bietet. Fernuren werden nach Schluß der Prüfung nicht verteilt; man will keine „Kangunterriebe“ schaffen. Wertvoll für die Teilnehmerinnen selbst ist aber die Leistungslabelle, die ihr mit nach Hause gegeben wird, und der sie die Fortschritte ihres Könnens entnehmen kann. Die Stenotypistin, die sich einen Kurs verläßt, darf sich mit gutem Gewissen „perfekt“ nennen. Durchsichtlisch erreicht sie die Leistung von fünf Anschlägen pro Sekunde und darüber. Jeht Anschläge ist der Reford, und wer diese Zahl erreicht, der ist eine ganz große „Kanone“. Daneben wird aber auch dafür geort, daß die Kursteilnehmerinnen etwas von der Technik der Schreibmaschine verstehen lernen, denn die Unkenntnis, die sich oft bei den einfaches Handarbeiten wie dem Einziehen eines neuen Farbbands erweist, ist kaum glaublich. So wird die Biologin des Schreibmaschinenkurses mit allen Waffen des Könnens in den Lebenskampf entlassen, und als einseitig wird sie in der Nüchternheit ihres Büros nur das Grammophon vermissen, an dessen Stelle nun wieder der diffidierende Chef gerückt ist... C. a.

den, und sie betrachteten interessiert die wenigen Exemplare, die der Beien des Straßeneckers verzeihen hatte. So haben sie auch eines ausgewachsene Tier, wohl 20 Zentimeter lang, das sich vergeblich mühte, auf die Vordrüse heranzukommen. Als sie näher hinkamen, stellten sie fest, daß das eine der Sprünge gebohrt war. Das erzeugte die Wärme, die sie schmeckte. Das Tier mit ihm zu nehmen und gesund zu pflegen. Aber wie? Sie tünnten mit dem Fingern vorsichtig daran. Es machte aber so beängstigende Bewegungen, daß die Kinder unwillkürlich auf und zurücksprangen. Man konnte nicht wissen, was es antun würde, das böse Tier. Es konnte beißen oder sonst etwas Schreckliches tun. Seine dunklen, klanten Augen sahen so gar nichts, außer dem geheimnisvollen Untergehenden, das eben ein paar dunklen Fingern eigen ist. Sie verließen es wieder und wieder, bis der Gang mit dem geblühten Ruff eines Tagentuchts gelang. Zu Hause suchten sie die schönste Schachtel, die sie besaßen, pflüchten Laub hinein, banden mit Leberwindung aller Art ein Streichholz an das gebohrte Bein der Heuschrecke und setzten sie vor das Fenster des Almans, der einen düsternen Hof umschloß, aus dem Regenreich und modrige Ähile aufstieg. Das war der schönste Platz, den sie dem Weselina bieten konnten.

Zufrieden schliefen sie dann ein und träumten von Heuschrecken, die gar nicht böse waren und doch wieder so schrecklich stielten, wenn sie an die bloßen Füße kamen, daß man strampeln und immer wieder strampeln mußte, bis man dadurch ins Schweden geriet und über die vielen Heuschrecken auf der Erde hinwegflog, ganz nach Heuschreckenart. Und sie fanden, daß man in dieser Lage das Gewimmel unter sich wunderbar betrachten konnte, viel besser als in irgend einer anderen Lage, und ohne Angst. Ueberallhin konnte man mühselos gelangen. Durch die Straßen zum Kai, zu den Weinbergen, und wieder hinab zu den Schiffen im Hafen, deren Tafelwerk voller Heuschrecken lag. So blieben sie dabei, im Traume zu schwelgen, und niemand hätte sagen können, daß ihr Schlaf unruhig gewesen wäre. Sieg Tschierichs.

Obst in der Küche

Die Verwertung von Stachelbeeren. Reife Stachelbeeren sind nahrhafter und bekömmlicher als grüne Stachelbeeren, die leider noch vielfach verwendet werden. — Zu Stachelbeermarmelade rechnen wir auf ein Pfund reife Früchte 1/2 Pfund Zucker. Man löse den Zucker in Spruz und füge die durch ein Sieb gerührten Stachelbeeren mit etwas Zitronenschale oder Zimt als Gewürz hinzu. Unter fortwährendem Rühren wird der Brei zu einer feinen Marmelade einedicht. Stachelbeerkompott: Reife, dünnhäutige Stachelbeeren werden gewaschen und wieder getrocknet. Silele und Kische sind abzuwischen. Auf 1 Kilogramm Beeren rechnet man 1 Kilogramm Zucker, den man in 1/2 Liter Wasser auflöst, abdampft und zu einem dünnen Spruz löst. Die Beeren werden im Spruz weidgeseigt und in ein Glas gefüllt. Das man mit Papier verdeckt und einige Tage stehen läßt. Dann wird der Saft noch einmal abgeseigt, bis eingedickt und lödend über die Beeren gefüllt. Die Gläser werden gut verschlossen. Johannibeeren im Haushalt. Johannibeeregeltee läßt sich auf verschiedene Weise herstellen. Bedarf hat sich diese Art: Man lege den roh ausgepressten Saft auf Feuer, tue auf je 1 Pfund Saft 4 Pfund feinen Zucker langsam unter stetem Rühren hinein. Sobald der Saft aufkocht, nehme man ihn vom Feuer, entferne nach etwa 30 Minuten die Haut, die sich gebildet hat und fülle dann den Saft in Gläser. Nach 48stündigem Stehen wird das Gelee mit Salisolvapier bedekt und die Gläser verschlossen. Zu Johannibeermus werden die abgetriebenen Beeren gewaschen und mit Zucker (250 Gramm auf 500 Gramm Beeren) auf Feuer gestellt. Man läßt die Mischung kochen, bis sie blasen wirft und in Tropfen vom Löffel fließt. Johannibeerkompott erfordert völlig reife Beeren, die entstielt und gewaschen werden. Man lasse Zucker (250 Gramm auf 1 Pfd. Beeren) zu diesem, klaren Spruz kochen, schütte die Beeren hinein

und lasse sie 5 Minuten aufkochen. Dann gieße man den Saft durch ein Sieb ab, lasse ihn kurz ein und gieße ihn wieder lödend über die Beeren. Dieses Kompott kann in gut verschlossenen Gläsern aufbewahrt werden.

Simbeeraft, Simbeergelee, Simbeermarmelade

Ein vorzügliches Zusatz zum Trinktwasser ist Himbeeraft, der auf folgende Art bereitet wird: Frische Himbeeren werden durch ein Tuch ausgepresst. Der Saft bleibt einige Stunden stehen, wird vorsichtig vom Bodensatz abgeseigt und dann auf Feuer gestellt. Auf 1 Kilogramm Saft werden 500 Gramm Zucker unter ständigem Rühren hineingegeben und diese Mischung unter fortwährendem Abdampfen solange gelocht, bis sie klar geworden sind. Dann fülle man den Saft in Flaschen und verschlebe sie gut. Zum Simbeergelee erhalte man die Beeren, ohne sie jedoch zu kochen, schütte sie in einen Leinwandbeutel und lasse den Saft 30 bis 35 Minuten abtropfen. Dann lege man den Saft aufs Feuer, füge unter stetem Rühren auf jedes Pfund Saft ein Pfund Zucker hinzu und nehme den Saft wieder vom Feuer, sobald er aufkocht. Er bleibt jetzt 30 Minuten ruhig stehen, dann wird die Haut, die sich gebildet hat, entfernt und der Saft in Gläser gefüllt. Nach 48 Stunden bedede man das Gelee mit Salisolvapier und verschlebe die Gläser. Zu Simbeermarmelade verwende man ungewaschene oder nur ganz leicht gewaschene Beeren, da das Waschen für die Haltbarkeit von Schaden ist. 1 Pfund Früchte erfordert 1 Pfund Zucker. Man bringe den Zucker zum Kochen, schäume ihn ab und gebe die Früchte hinein. Nach dem Aufkochen nehme man die Marmelade vom Feuer, rühre sie bis zum Erkalten und fülle sie in Gläser, die gut verschlossen werden. R. G.

Verschiedenes

Kinderhandel in Sonatona. Obgleich im Jahre 1923 von den englischen Behörden der Kinderhandel in Sonatona verboten wurde, blüht er immer noch. Es handelt sich dabei um kleine Mädchen, die von armen Eltern als Sklavinnen verkauft werden und dann in unerhörter Weise von ihren Besitzern ausgenutzt werden. Man nennt diese weiblichen Sklaven Mui-Tai, und die Frage, wie ihnen zu helfen ist, hat schon mehrfach die Öffentlichkeit beschäftigt. Man hat kürzlich eine Liste der Mui-Tai aufgestellt und darin nicht weniger als 4000 verzeichnet. Vielen unglücklichen Geschöpfen versucht man nun entsprechenden Lohn und erträgliche Arbeitsbedingungen zu schaffen. In dem nicht britischen China soll die Zahl der Mui-Tai schwer festzustellen, wahrscheinlich sehr erheblich sein.

Schlagender Beweis. Karl und Franz ganken sich oft, Manchnol kam es dabei auch zu Tötlichkeiten, die mit großem Gebeul endeten. Die Mutter sah sich veranlaßt, dem kriegerischen Treiben der feindlichen Brüder mit der Drohung zu Leibe zu rücken; wenn einer von beiden wieder einmal den anderen verprügelte, so werde er auf dieselbe Weise zur Verantwortung gezogen. Daraufhin einige Tage Waffenstillstand. Bis eines Morgens Karl — noch im Hemd — angerannt kommt: „Mutter, der Franzel hat mich eben gehauen!“ Die Mutter hat keine große Lust, am frühen Morgen eine Strafkampagne zu unternehmen und meint deshalb: „Na, so ganz glaube ich's noch nicht!“ Da ruft Karl im Bruffton der Ueberzeugung nach rückwärts: „Tammol, — du, Franzel, bau mich nochmals, damit's die Mutter sieht!“

Sochzeit einer Eshfabriken. Bei der Oberstadthauptmannschaft in Budapest erschien vor einigen Tagen eine Frau und teilte mit, daß ihr elshähriges Töchterchen von einem vierzigjährigen Bädermeister, in dessen Hause die Familie wohnt, mißbraucht worden sei. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß die kleine Kola schwanger ist. Der Bädermeister gestand bei der Polizei den Sochoerhalt. Auf Anraten seines Anwaltes gab er die Erklärung ab, die Eshfabriker beiraten zu wollen. Das Innenministerium hat dem Bädermeister die Erlaubnis zur Heirat unter der Bedingung erteilt, daß die eheliche Gemeinschaft erst nach Vollendung des 15. Lebensjahres des Mädchens aufgenommen werden dürfe; inwieweit muß Kola die Schule besuchen. In den nächsten Tagen wird die Hochzeit stattfinden. (Und was wird mit dem Kinde der Eshfabriker?)